

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Rosamunde Pilcher

Meine beiden Mütter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



Meine Mutter kam als eines von acht Kindern arbeitsamer Bauern auf den Orkney-Inseln auf die Welt. Als die Familie später in Not geriet – ich tippe auf ein Alkoholproblem meines Großvaters, obwohl das nie bestätigt wurde –, musste der Hof verkauft werden, und die Familie übersiedelte nach Glasgow. Alle Brüder und eine Schwester meiner Mutter emigrierten in die Vereinigten Staaten, zurück blieben nur sie und zwei Schwestern. Die eine, Davina, heiratete einen Arzt, der in der tiefsten Wildnis der Western Highlands lebte. Die andere, Nan, wurde die Frau eines netten Mannes, der im Ersten Weltkrieg als Sergeant bei den Argyll and Sutherland Highlanders gedient hatte. Er arbeitete in Glasgow, und die Familie wohnte sehr gemütlich in einer Mietskaserne mit Wäscheleine im Gemeinschaftshof und feinem Wohnzimmer, das für die seltenen Besuche des Herrn Pfarrers geschont wurde.

Meine Mutter heiratete meinen Vater. Er war bei der Königlichen Marine angestellt, und ich kann nur vermuten, dass die beiden sich kennenlernten, als sein Schiff in Glasgow im Hafen lag. Einzelheiten wurden uns nie erzählt. Wie dem auch sei: Sie verlobten sich, und meine Mutter reiste, ganz allein, nach Hongkong. Dort, in der St.-John's-Kathedrale, ließen sie und mein Vater sich trauen und machten anschließend zwei Tage Flitterwochen in Kowloon. Mein Vater quittierte den Dienst bei der Marine, und sie gingen nach Australien, wo er hoffte, als Farmer sein Glück machen zu können. Aber die schönen Pläne scheiterten, und am Ende blieb ihnen nichts anderes übrig, als nach Hause zurückzukehren. Mein Vater musste sein Gewehr verkaufen, um die Überfahrt bezahlen zu können. Inzwischen hatten sie eine kleine Tochter, meine ältere Schwester, die 1919 in Turramurra zur Welt gekommen war.



Ich glaube, meine Mutter lernte ihre Schwiegereltern erst nach der Heimkehr kennen. Es war keine glückliche Begegnung. Die Eltern meines Vaters fanden, vielleicht nicht ganz zu Unrecht, ihr ältester Sohn habe unter seinem Stand gehei-

ratet, und waren entsetzt, dass meine Schwester, die mittlerweile fünf Jahre alt war, mit starkem australischem Akzent sprach. Meine Mutter hat ihnen diese Zurückweisung nie verziehen, und bei den wenigen folgenden Familientreffen lag stets eine gewisse Kühle in der Luft, die größtenteils von meiner Mutter ausging. Das war traurig, denn ich selbst erinnere mich nur an die Wärme und Herzlichkeit dieser Onkel und Tanten und hätte sie und meine Cousins und Cousinen gern öfter gesehen.



Das Leben nach dem Ersten Weltkrieg war nicht leicht und Arbeit schwer zu finden. Schließlich wurde meinem Vater eine Anstellung beim Staat angeboten, die allerdings seinen Umzug nach Burma erforderte. Er sollte in Rangun die Ausbaggerungsarbeiten im Irrawaddy leiten, die notwendig waren, um den Flusshafen für die aus Mandalay kommenden Schiffe mit ihren kostbaren Ladungen von Teakholz und Rubinen offen zu halten. Es war ein verantwortungsvoller Posten, und mein Vater wurde entsprechend nobel untergebracht. Meine Mutter, die mit mir schwanger war, begleitete ihn nicht. Auf sich selbst gestellt, überlegte sie, wo sie gern leben

und ihre beiden Kinder großziehen würde, und entschied sich für Cornwall, das sie von einem Besuch bei einer Freundin kannte. Wenn sie schon ihre Kinder allein großziehen musste, sagte sie sich, dann wenigstens in angenehmer Umgebung.



Sie ließ sich in Lelant an der Hayle-Mündung nieder, nur ungefähr fünf Kilometer von St. Ives entfernt. In der kleinen Pension, in der sie dort zunächst unterkroch, kam ich zur Welt. Später zogen wir in ein gemietetes Haus, The Elms, wo wir bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs im Jahr 1939 lebten.



Ohne Vater aufzuwachsen war zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches. Viele Männer waren in Indien, Malaya oder Afrika, wo sie auf Gummiplantagen arbeiteten oder auf andere Art, häufig beim Militär, das Ihre dazu beitrugen, das Britische Weltreich am Laufen zu halten. Da ich meinen Vater nie kennengelernt hatte, vermisste ich ihn nicht, aber für meine Schwester muss es schlimm gewesen sein. Sie war fünf Jahre alt, als er, bis dahin ein wichtiger Teil ihrer Familie,

aus ihrem Leben verschwand. Seine Stationierung in Burma bedeutete praktisch einen Abschied für immer. Nur alle drei oder vier Jahre bekam er drei Monate Heimaturlaub. Die Fliegerei steckte damals noch in den Kinderschuhen, und die P&O-Schiffe brauchten drei Wochen für die Fahrt durch den Indischen Ozean, den Suezkanal und das Mittelmeer. Telefonverbindungen existierten nicht, zur Benachrichtigung in einem Notfall gab es nur das Telegramm. Er schrieb uns zwar wöchentlich, jede von uns bekam ihren eigenen, gewissenhaft getippten Brief, und wir antworteten regelmäßig. Dennoch war der Verlust für ein kleines Mädchen, das an seinem Vater hing, sicher traumatisch. Meine Schwester flüchtete in die Welt der Bücher. Sie hatte sehr früh lesen gelernt, und bei ihren Büchern fand sie Zuflucht vor den täglichen Beschwerden und Enttäuschungen des Lebens. An dieser Art des Rückzugs hielt sie fest wie an einer Droge bis zu dem Tag, an dem sie in Sausalito, Kalifornien, mit 52 Jahren an Krebs starb.







Wir waren sicher nicht nur Schwestern, sondern auch Freundinnen, aber wir spielten nur selten miteinander. Manchmal jedoch, vor allem, wenn es draußen regnete, gingen wir ins Kinderzimmer hinauf und setzten mit Hingabe ihre liebste Wunschvorstellung in Szene: Wir verkleideten uns als Erwachsene und spielten «Unser Vater kommt nach Hause». Die Speichertreppe war der Zug nach London, das Gästezimmer der Hafen und der Treppenabsatz die Gangway, wo wir auf ihn warteten, während er vom Oberdeck des P&O-Schiffs herunterkam.



Ihre zweite Leidenschaft neben dem Lesen war das Tanzen. Wir hatten beide Ballettstunden, aber meine Schwester war dabei vom ersten Tag an in ihrem Element. Sie übte Pirouetten und Arabesken bis zum Umfallen und setzte alles daran, mich mitzureißen. Aber ich hasste die Tanzerei, ich war steif und ungelenkt und hopste wie ein Elefant im Anfängerkurs herum. Unsere Lehrerin hieß Miss Fildes. Sie hatte rote Haare. Meine Schwester schwärmte für sie.

Was ich mir sehnlich wünschte, war Klavierunterricht. In unserem Kaminzimmer stand ein altes Klavier, und es quälte mich sehr zu wissen, dass man diesem glänzenden schwarzen Kasten Musik entlocken konnte, wenn man nur wusste, wie. Ich fand ein altes Buch mit Studentenliedern und übte, bis ich jede einzelne Melodie mit einem Finger klimpern konnte. Aber weiter bin ich nie gekommen.



Ich bin sicher, mein Vater hätte sofort gespürt, was mich bewegte. Er hätte die Ballettstunden gestrichen und mich das Klavierspielen lernen lassen. Aber meine Mutter konnte sehr unachtsam sein. Vielleicht steckte auch eine Absicht dahinter. Vielleicht waren ihr schon der Stress um die Ballettstunden, die Kosten, die Organisation des Hinbringens und Abholens zu viel.



Noch in einer anderen Hinsicht war unser Familienleben unvollkommen. Aus Gründen, die ich nie verstanden habe, beschloss meine Mutter, der Kirche der Christlichen Wissen-





schaft beizutreten. Ich würde niemandem empfehlen, seine Kinder unter das Joch dieser arroganten Lehre zu zwingen. Für uns bedeutete ihr Beitritt zu dieser Glaubensgemeinschaft, dass wir nicht wie alle anderen in die schöne alte Dorfkirche durften, die mit Blick aufs Meer am Rand des Golfplatzes stand. Ich wurde zwar in dieser Kirche getauft, aber das war auch das einzige Mal, dass ich «offiziell» ihre Schwelle überschritt. Wenn wir krank waren, Fieber hatten oder beinahe am Keuchhusten erstickten, gab uns unsere Mutter nur den guten Rat, an schöne Dinge zu denken. Ihre neue Religion verweigerte uns den Zuspruch und die Hilfe des Dorfpastors oder eines Hausarztes, weil sie Männer waren, und nur äußerst selten betrat überhaupt ein Mann unser Haus.



Die Folge war, dass ich Männer unglaublich interessant fand und überall ihre Freundschaft suchte. Ich freundete mich mit dem Kohlenmann an, der uns auf seinem Pferdekarren die Kohlen lieferte. Und mit Willis, der ein kleines Pony und einen Transportwagen hatte, mit dem er das Gepäck vom Bahnhof den Hügel heraufbrachte. Das tat er immer, wenn



Reisende aus London kamen, die in den großen Herrschaftshäusern zu Gast waren. Und wenn doch einmal ein Handwerker zu uns ins Haus kam, um einen tropfenden Wasserhahn zu richten oder eine Wand zu streichen, trieb ich ihn mit meiner penetranten Anhänglichkeit und endlosen Fragen fast in den Wahnsinn.

